

BLÄTTER

aus dem

MAX-SAMUEL-HAUS

Rostock

Nr. 29

Juni 2005

In eigener Sache

Am 1. Juli 2005 wird Frank Schröder als langjähriger Leiter unseres Hauses von Gremienmitgliedern, Freunden und Weggefährten verabschiedet. Behalten werden wir den besten Freund, aber auch unseren beherztesten Kritiker. Gewinnen werden wir einen außerordentlich kompetenten freien Mitarbeiter.

Der Vorstand hat bereits Ende des letzten Jahres Entscheidungen zum strukturellen Umbau des Stiftungsbetriebes treffen müssen. Künftig wird das Max-Samuel-Haus keinen Leiter mehr haben. Auf den Säulen zweier fest angestellter Mitarbeiter, des Betriebsorganisations und der Jugendreferentin, sowie der dritten Säule der freien Mitarbeiter wird die Stiftung ihre Arbeit mittelfristig fortsetzen. Dieses Modell sichert die Existenz und Arbeitsfähigkeit der nächsten Jahre, erfordert von allen Beteiligten, neues Denken und neue Verantwortlichkeiten wahrzunehmen.

Frank Schröder wird uns als Historiker und Kulturpolitiker mit all seiner Kreativität und Spontaneität erhalten bleiben.

Wer die Entstehung und Entwicklung des Hauses miterlebt hat, weiß: Ohne Frank Schröder gäbe es die Stiftung Begegnungsstätte für jüdische Geschichte und Kultur in Rostock nicht. Er entwickelte die Visionen, begeisterte und nahm andere mit auf den Weg. Gemeinsam überzeugten sie politische Vertreter des Nachwende-Rostocks, diese Stiftung zu errichten.

Wenn einer deren wichtigstes Ziel, die Förderung aktiver Toleranz im Miteinander von Menschen unterschiedlicher Religion, Nationalität, Weltanschauung und Lebensform, lebt – dann ist er es.

Wir können nur ahnen, welches für ihn Höhepunkte in dieser Zeit waren. Vielleicht sein Besuch zusammen mit Prof. Dieter Neßelmann, dem Kuratoriumsvorsitzenden, bei Herbert Samuel in England, wo beide die Zustimmung zur Errichtung der Stiftung durch die Schenkung seines Vaterhauses erhielten?

Oder war es kurze Zeit nach Errichtung der Stiftung, als die ersten Kontingentflüchtlinge aus den alten GUS-Staaten Rostock erreichten, hier ein neues Leben aufbauen wollten und es Frank Schröder war, der, allen voran, diesen Menschen zur Seite stand und ihnen mit dem Max-Samuel-Haus die erste Heimstatt eröffnete auf dem Weg zu einer eigenständigen jüdischen Gemeinde in Rostock?

Oder waren es die Begegnungen mit ehemaligen Rostocker Juden und deren Familien aus aller Welt, denen er durch Kontakte und Gespräche den Weg frei machte, Deutschland und Rostock wieder besuchen zu können? War es die erste Begegnung mit Dr. Yaakov Zur?

War es die Begegnung mit Rolf Hochhuth? Oder das Krenek-Opernprojekt in Zusammenarbeit mit „Elyseum between two continents“, das ihn schließlich nach New York führte?

Fragen wir ihn doch einfach.

Wir haben Grund, ihm zu danken und dürfen gespannt sein auf das, was er vorhat. Und wir freuen uns auf neue Herausforderungen und Freiräume, die wir miteinander entdecken und nutzen werden.

*Ulrike Oschwald
Vorsitzende des Stiftungsvorstands*

Redaktioneller Nachsatz: Nicht zuletzt ist Frank Schröder Initiator, Förderer und Mitautor von Büchern, Katalogen und der „Blätter“.

Die Rostocker Musikstudentin Anke Zimmermann berichtete bereits in den „Blättern“ Nr. 24 (Januar 2003) über ihre Bemühungen um die Musik von Komponisten aus dem Ghetto Theresienstadt. Inzwischen legte sie an der Hochschule für Musik und Theater Rostock/Institut für Musikwissenschaft und Musikpädagogik ihre Staatsexamensarbeit über die Klavierwerke des tschechisch-jüdischen Komponisten Karel Reiner vor. Durch ihr Engagement erklangen jetzt Kompositionen Reiners im Katharinenaal der HMT.

Karel Reiner in memoriam – Musikalische Erinnerungsarbeit

Der Deutsche Tonkünstlerverband Mecklenburg-Vorpommern e. V. veranstaltete in Zusammenarbeit mit dem Max-Samuel-Haus Rostock und auf Initiative der Musikstudentin Anke Zimmermann am 28. Mai 2005 unter dem Titel „Karel Reiner in memoriam“ ein Gedenkkonzert für einen der wichtigsten Vertreter tschechischer Avantgarde-Musik.

Die Gründe, warum die Musik Karel Reiners, der als Komponist und Pianist im Ghetto Theresienstadt wirkte, bis heute in den sich ständig mehrenden Gedenkkonzerten kaum Beachtung findet, sind vielschichtig. So gibt es bis heute auch keine eigenständige Monographie über Karel Reiner, wie sie für viele seiner „Theresienstädter Kollegen“ existieren, denen es allerdings – anders als ihm – nicht vergönnt war, zu überleben.

Karel Reiner war unter zwei Diktaturen aus unterschiedlichen Gründen politischer Verfolgung bzw. Diskriminierung ausgesetzt. Eine Rekonstruktion seines Lebensschicksals lässt sich – wie Anke Zimmermann in ihrer Staatsexamensarbeit gezeigt hat – nur mit Hilfe von Zeitzeugenbefragungen durchführen: Für die Zeit seiner Inhaftierung im Ghetto Theresienstadt und in den Lagern Dachau und Auschwitz sind die Aussagen von Mitgefangenen und seine eigenen Darstellungen des Geschehenen die einzigen Informationsquellen, die neben den bürokratischen Zeugnissen des NS-Apparates, wie beispielsweise Transportlisten und Protokollen medizinischer Untersuchungen, zur Klärung der tatsächlichen Lebensumstände beitragen können. Ähnliches lässt sich über die Problematik der politischen Repressalien unter der kommunistischen Diktatur nach 1968 sagen. Auch hier kommt den Aussagen von Personen mit ähnlichen Erfahrungen, die damit die „Opfersicht“ verkörpern, eine besondere Bedeutung zu. Daher ist es ein besonderes Glück, dass Hanna Reinerová, Witwe des Komponisten, sowie

ihre beiden Töchter und Lisa Miková, eine enge Bekannte der Familie Reiner, ebenfalls Überlebende des Ghettos Theresienstadt, zum Konzert anreisten.

Für das Gedenkkonzert im Katharinenaal hatte der tschechische Botschafter Dr. Boris Lazar die Schirmherrschaft übernommen, Veronika Žertová, Kultur- und Presseattaché der tschechischen Botschaft, hielt eine Begrüßungsansprache, Anke Zimmermann führte informativ durch das Programm. Das Konzert spannte einen Bogen über sämtliche Schaffensphasen des kammermusikalischen Werkes des Künstlers, der alle musikalischen Genres kompositorisch bedient hat: von jugendlich-verspielten Kinderstücken für Klavier über Solo- und Duokompositionen für so seltene Kammermusikinstrumente wie Schlagzeug und Kontrabass bis hin zu bekennnishaften Werken wie der während der Okkupationszeit entstandenen Zweiten Klaversonate sowie dem experimentellen späten Streichquartett. Neben Studierenden der HMT, Ronny Bruch (Schlagzeug, Deutschland), Bodil Mohlund (Klarinette, Schweden), Milena Piszczorowicz (Klavier, Polen) und Štěpán Matějka (Gitarre, Tschechien) konnte eine illustre Schar internationaler Interpreten zur Mitwirkung gewonnen werden: Prof. Silvio Dalla Torre (Kontrabaß) und sein Duopartner Matthias Petersen (beide Deutschland), Cezary Kwapisz (Klavier, Polen), Sarah und Jascha Nemtsov (Oboe und Klavier, Deutschland/Russland) sowie das russischstämmige Chagall-Quartett. Auf beeindruckende Weise brachten sie die stilistisch-kompositorische Vielfalt und die Ausdrucksintensität dieses zu Unrecht kaum aufgeführten tschechisch-jüdischen Komponisten zum Klingen.

Prof. Dr. Hartmut Möller
(HMT, Musikwissenschaft), Vorsitzender des
Landesverbandes M-V des DTKV e.V.

**Lisa Mikova aus Prag
zu Gast im Max-Samuel-Haus**

Leben in der Hölle

30er Jahre des vorigen Jahrhunderts. Ein junges Mädchen in der Tschechoslowakei. Gymnasium, Tennis, Ski, Tanz ... ein normales Leben.

1939. Deutsche Besetzung des Landes. Deutsche Gesetze. Keine Schule, kein Schwimmbad, kein Theater mehr. Deutsche Verwaltung der väterlichen Firma. Finanzielle Schwierigkeiten der Eltern. Zwangsumzug in eine Wohnung zusammen mit mehreren Familien.

Winter 1942. Transport der Familie in die Festung Theresienstadt. Eisige Kälte. Trennung nach Geschlechtern. Unterkunft in Mannschaftsräumen der alten Kasernen. Schlafen auf dem Boden. Kartoffeln und Rüben zum Essen, einmal in der Woche ein bißchen Margarine, ein Stückchen Wurst, manchmal ein Eßlöffel Marmelade.

Arbeit im technischen Büro, hier Bekanntschaft mit späterem Ehemann. Heirat durch Eintragung in der Karteikarte. Hochzeitsessen mit etwas Brot und Marmelade, aufgespart durch die Mütter des jungen Paares. Versetzung zur Arbeit in der Landwirtschaft, Anbau von Tomaten und Gurken für die Deutschen. Ständiger Hunger.

Konzerte von inhaftierten Musikern: ein / zwei Stunden Flucht in eine andere Welt.

Transporte Tausender Gefangener nach Polen. Deportation der Eltern. Empfang einer Karte mit 30 Worten.

1944. Deportation von 5000 Männern, darunter der Ehemann. Aufnahme von 1000 freiwilligen Frauen in diesen Transport, unter ihnen die junge Ehefrau. Ankunft ohne Gepäck auf einem beleuchteten Platz. Hohe rauchende Kamine. Männer in gestreifter Kleidung. SS mit glänzenden Stiefeln, Peitschen, Hunden. Stacheldraht. Selektion: die Schwachen ins Gas, die Kräftigeren zur Arbeit. Auschwitz.

Entkleidung. Am ganzen Körper kahlgeschoren. Holzpantinen. Keine Unterwäsche, keine Strümpfe, keine Seife, kein Handtuch, keine Zahnbürste. Zehn Frauen auf einer Pritsche. „Schneller, Schweine, los, los!“ Eine Schüssel Suppe für zehn – ohne Löffel. Essen mit den Händen und dem Mund.

Stundenlange Zählappelle. Die Krematorien in ständigem Betrieb. Ständig ein Geruch nach verbranntem Fleisch, feiner Aschenstaub über dem Lager. Leben wie in Trance.

Quarantänelager. Ohne Wissen über das Schicksal der Männer. Aussonderung der Arbeitsfähigen wie auf dem Viehmarkt: Aufmarschieren der nackten Frauen vor den Männern.

Ausgabe von Kleidung – ein dünnes Kleid. Keine Jacke. Verladung von 500 Frauen in Viehwaggons. Ankunft in Freiberg in Sachsen. Unterbringung in einem Barackenlager, Arbeit in der Flugzeugherstellung. Schichtarbeit 12–16 Stunden, eine Viertelstunde Pause ohne Erlaubnis zum Hinsetzen. Erst nach der Schicht ein Teller Suppe und ein Stück Brot.

1945. Luftangriffe der Alliierten auf Dresden, kein Luftschutzbunker für die Häftlinge. Allmählich wegen Materialmangels weniger Arbeit, aber auch weniger Essen: jeden zweiten Tag Suppe, jeden dritten Tag Brot. Das erste Frühlingsgras als Nahrung.

Im April Abtransport, wieder in Viehwaggons. Vierzehn Tage Fahrt, einmal pro Tag Öffnung des Wagens: „Tote raus!“ Ankunft in Mauthausen, völlig entkräftet. Brot durch die Solidarität der Häftlinge von Mauthausen, einem Männerlager.

Am 5. Mai Ankunft der amerikanischen Jeeps – Freiheit, aber kein Jubel, sondern bange Fragen nach dem Schicksal von Angehörigen, Familien, Freunden.

Nach der Befreiung hat Lisa Mikova ihren Mann wiedergefunden, der auch in Auschwitz und Mauthausen war, ohne daß sie damals etwas über seinen Leidensweg wußte. Ihre Eltern hat sie nie wieder gesehen. Sie waren schon tot, als sie die – auf Befehl vordatierte Karte – erhielt.

Lisa Mikova hat immer mit der jüdischen Religion ihrer Vorfahren gelebt und sich immer ganz selbstverständlich als Tschechin gefühlt. Ihre jüdische Herkunft machte sie zum Opfer der faschistischen Brutalität. Doch es gehe nicht nur um das jüdische Schicksal, sagt Lisa Mikova. Einmal seien es die Juden, einmal die Ausländer, einmal vielleicht die Blauäugigen – immer gehe es dem Faschismus um einen Feind, der beseitigt werden müsse. Leider sei das „Nie wieder“ der Nachkriegszeit ein Irrtum gewesen.

Lisa Mikova hat sich in der Theresienstädter Initiative engagiert, einer Vereinigung ehemaliger Gefangener des Theresienstädter Ghettos und anderer KZ, die international wirksam ist. Damit die Jugend wisse, was geschehen ist, und eine Wiederholung verhindern könne, betrachtet Lisa Mikova es wie andere Überlebende als ihre Verpflichtung – wie jetzt im Max-Samuel-Haus vor der Projektgruppe „Holocaust im Spielfilm“ des Rostocker Käthe-Kollwitz-Gymnasiums – bei Jugendlichen über ihr Leben zu sprechen. Ihr versagt dabei bisweilen fast die Stimme. Uns stockt der Atem.

Christine Gundlach

Rostocker Adressen

Anlässlich des 60. Jahrestages der Befreiung und damit des Endes des Holocausts konnte der Verein der Freunde und Förderer des Max-Samuel-Hauses e.V. in den letzten Wochen drei weitere „Stolpersteine“ enthüllen. Am 2. Mai, dem 100. Jahrestag der Einführung der Kinderheilkunde an der Universität Rostock, gedachten Freunde des Max-Samuel-Hauses, Rostocker Schüler und Mitarbeiter der Universitäts-Kinderklinik der Kinderärztin Dr. Edith Josephy. An sie erinnert ein „Stolperstein“ in der Rembrandtstraße vor dem Hörsaal der Kinderklinik. Am 9. Juni enthüllten wir im Patriotischen Weg einen „Stolperstein“ für Paula Blach, und am 23. Juni übergaben wir in Anwesenheit des Rostocker Ehrenbürgers Dr. Yaakov Zur am Schröderplatz den „Stolperstein“ für Dr. Hans Lindenberg.

Dr. Edith Josephy,
Kinderklinik Rembrandtstraße

Die 1898 in Posen geborene Edith Zimmt kam durch eine Freundin nach Rostock, um hier Medizin zu studieren. Während des Studiums lernte sie den Juristen Dr. Franz Josephy kennen, den sie heiratete. 1923 wurde ihr einziges Kind, Marianne, geboren. Edith Josephy promovierte zum Dr. med., war einige Jahre als Assistenzärztin an der Universitäts-Kinderklinik tätig und ließ sich dann als Fachärztin für Kinderkrankheiten in eigener Praxis nieder. Die beliebte Ärztin arbeitete im Armenpflegeausschuss der Stadt Rostock mit und engagierte sich ehrenamtlich in der SPD-nahen Arbeiterwohlfahrt.

1933 wurde ihr als Jüdin die Zulassung zur Behandlung von Kassenpatienten entzogen, daraufhin musste sie ihre Praxis in der Schillerstraße 12 aufgeben. Nachdem ihr Mann, der einzige jüdische Richter in Mecklenburg, Ende 1935 zwangspensioniert worden war, gingen die Josephys nach Berlin. Ihre 16-jährige Tochter Marianne konnte 1939 noch nach England entkommen. Edith Josephy arbeitete als Krankenschwester im Jüdischen Altersheim, ihr Mann musste im Eisenbahnbau Zwangsarbeit leisten. 1943 wurden Personal und Bewohner des Jüdischen Alters-

heimes nach Theresienstadt deportiert, unter ihnen Edith Josephy. Ihr Mann begleitete sie freiwillig. Ende 1944 wurden beide aus Theresienstadt nach Auschwitz deportiert und dort vergast.

Den „Stolperstein“ für die Kinderärztin Dr. Edith Josephy hat der ehemalige Direktor der Universitäts-Kinderklinik, Prof. Dr. Lothar Pelz, mit einer Spendensammlung finanziert.

Paula Blach,
Patriotischer Weg 16

Paula Blach, geborene Kaatz, wurde 1891 in Rostock als Tochter eines jüdischen Händlers geboren. Sie heiratete den Uhrmacher Berkow Blach, der nach seiner Entlassung als russischer Kriegsgefangener in Rostock geblieben war. Berkow Blach eröffnete in der Doberaner Straße 12a ein Uhrmacher- und Juwelier-Geschäft. 1920 wurde der Sohn Herbert und 1922 die Tochter Marga geboren. Im Juni 1926 starb Berkow Blach, er wurde nur 38 Jahre alt. Eine Woche nach seinem Tod gebar seine Witwe ihr drittes Kind, den Sohn Bernhard. Paula Blach musste nun alleine für drei kleine Kinder sorgen. Die energische Frau führte das Uhrmachergeschäft weiter, die Betreuung der Kinder übernahm zu einem großen Teil ihre Mutter. Seit Mitte der zwanziger Jahre wohnte die Familie Blach im Patriotischen Weg 16, auf der anderen Straßenseite befand sich nach 1933 das „Braune Haus“, die Rostocker Parteizentrale der NSDAP.

Paulas Sohn Herbert, der als Jude in Nazi-Deutschland keinen Beruf mehr erlernen konnte, emigrierte nach Italien. Dort absolvierte er eine Ausbildung zum Dentisten und floh schließlich vor der zunehmend antisemitischen Politik der Mussolini-Diktatur nach Schanghai.

Paulas Tochter Marga verließ als 16-jährige Ende 1938 Deutschland illegal – ihr Ziel war Palästina. Auf dem Balkan wurde sie von den deutschen Okkupationstruppen festgenommen und in ein Internierungslager gebracht. Ihr gelang die Flucht, und sie erreichte im Frühjahr 1940 nach einem strapaziösen Marsch durch die Türkei und Syrien schließlich Paläs-

tina. Sie lebt heute in der Nähe von Tel Aviv. Paula Blach musste am 10. November 1938 erleben, dass Nazi-Horden ihr Geschäft in der Doberaner Straße verwüsteten. Ende 1938 musste sie ihr Geschäft aufgeben. Ihre ganze Sorge galt ihrem Sohn Bernhard, der erst 12 Jahre alt war. Trotz eigener familiärer und materieller Sorgen versuchte Paula Blach, anderen verfolgten Juden, denen es noch schlechter als ihr ging, zu helfen. In ihrer großen Wohnung im Patriotischen Weg nahm sie nach und nach einsame alte jüdische Frauen und Männer auf.

Am 10. Juli 1942 wurde Paula Blach, gemeinsam mit ihrem gerade 16jährigen Sohn Bernhard, mit dem ersten Deportationstransport von Juden aus Mecklenburg nach Auschwitz gebracht. Sie und ihr Sohn wurden vergast.

Den „Stolperstein“ für Paula Blach haben Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Max-Planck-Instituts für demographische Forschung Rostock finanziert.

**Dr. Hans Lindenberg,
Schröderplatz 1a**

Dr. Hans Lindenberg hatte als „Armenarzt“ in Rostock einen außerordentlich guten Ruf. Der 1887 in Berlin geborene Mediziner kam nach seinem Studium in Freiburg 1911 als Assistenzarzt an die Chirurgische Universitäts-Klinik Rostock.

1914 meldete er sich als Kriegsfreiwilliger und wurde Führer eines Lazarettzuges. Für

seinen Einsatz erhielt er sieben Kriegsauszeichnungen, darunter das Eiserne Kreuz. Nach seiner Demobilisierung eröffnete Hans Lindenberg am Schröderplatz 1a eine eigene Praxis als praktischer Arzt. Seine medizinische Kompetenz und seine soziale Verantwortung brachten ihm hohe Achtung ein. Die Allgemeine Ortskrankenkasse berief ihn zum Vertrauensarzt und übertrug ihm die Leitung ihres Diagnostischen Instituts. Bei der Landtagswahl 1932 in Mecklenburg-Schwerin kandidierte Hans Lindenberg, der sich in liberalen Parteien engagierte, für die Liste der „Bürgerlichen Mitte“. Der bewusste Jude Hans Lindenberg versuchte als Vorsitzender der Rostocker Ortsgruppe des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens e.V. gegen den wachsenden Antisemitismus zu kämpfen. Mit der Errichtung der Nazi-Diktatur 1933 verlor er seine Zulassung als Kassenarzt und seine Stellung bei der AOK. Gemeinsam mit seiner Frau Edith, die bis 1933 führend in der Rostocker Friedensbewegung gearbeitet hatte, widmete er sich vermehrt der Sozialarbeit in der jüdischen Gemeinde. 1938 verließen die Lindenegs Rostock. In Berlin konnte Hans Lindenberg nur noch als „jüdischer Krankenbehandler“ tätig sein.

1943 wurden Hans und Edith Lindenberg nach Theresienstadt deportiert, Ende 1944 wurden beide nach Auschwitz verschleppt und dort vergast.

Den „Stolperstein“ für Dr. Hans Lindenberg haben die Volkssolidarität Kreisverband Rostock-Stadt und der Verein der Freunde und Förderer des Max-Samuel-Hauses finanziert.

Frank Schröder

Bisher erinnern insgesamt zwölf „Stolpersteine“ in Rostock an jüdische Kinder, Frauen und Männer, die Opfer des Holocaust wurden.

Die „Stolpersteine“ wurden durch folgende Spender ermöglicht:

Prof. Dr. Lothar Pelz, Rostock

Dr. Kai Seyffarth, Bremen

Robert Goldmann, New York

Armin Stübe, Berlin

Dorothea Strube

Simone Feldmeier

Christel Möller

Thomas Klein

Familie Kahan, Jerusalem

Familie Reincke (Bloch), München

Rotary Club Rostock

Anwaltsverein Rostock e.V.

Rostocker Straßenbahn Aktiengesellschaft

Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der

Gerichte im Haus der Justiz, Rostock

Volkssolidarität Kreisverband

Rostock-Stadt e.V.

Max-Planck-Institut für demographische

Forschungen, Rostock

Ortsverein Rostock-Stadtmitte der SPD

Vom Spielfilm zum realen Erleben

Mit dem Titel "Antisemitismus – Woher kommt der Hass" begann vor drei Jahren ein Schülerprojekt am Käthe-Kollwitz-Gymnasium in Rostock-Dierkow. An der Idee eines gemeinsamen Kurses arbeiteten das Max-Samuel-Haus und die Schule im Zuge der Umstellung auf den Ganztagsunterrichts zusammen. Die Geschichts-, Deutsch- und Philosophielehrerin Marion Roth wurde schnell zu einer begeisterten Partnerin.

Studienfahrt nach Theresienstadt

Nach dem ersten Projektjahr und relativ großer Freiheit für die Schüler bei der Themenauswahl fassten wir im zweiten Jahr den Radius etwas enger und konzentrierten uns auf die Darstellung des Holocaust im Spielfilm.

Im vergangenen Jahr haben wir uns unter anderem mit den DDR-Filmen „Jakob der Lügner“ und „Nackt unter Wölfen“, mit den europäischen Produktionen „Zug des Lebens“ und „Das Leben ist schön“ sowie mit den amerikanischen Verfilmungen „Schindlers Liste“ und „Das Urteil von Nürnberg“ beschäftigt. Es ist erstaunlich, in welche Richtungen sich diese Arbeit an den Filmen entwickelte. Wir erforschten zusammen die emotionale Größe der Filme, setzten uns mit den technischen Details der Umsetzung des Stoffes auseinander und diskutierten auch sehr widersprüchlich über Inhalte und Bedeutungen. Dieses war besonders bei sehr emotionalen Filmen wie „Das Leben ist schön“ oder „Zug des Lebens“ der Fall, da an der einen oder anderen Stelle sehr herzlich gelacht werden kann – aber darf man das denn in einem Film über die Vernichtung der Juden?

Es war von Anfang an auch unser Anliegen, der Gruppe die Chance zu geben, ihre Kenntnisse zu prüfen und sich während einer Studienfahrt auf dieses große Thema Holocaust einzulassen. Prag, in dem über Jahrhunderte das jüdische Leben blühte, dessen Zeugnisse

man noch heute besichtigen kann, und Theresienstadt, einer der Orte, an denen diese jüdische Vielfalt zerstört wurde, waren unser Ziel. Da man so eine Fahrt nicht unvorbereitet unternimmt, hatten wir die große Ehre, Frau Lisa Mikova, eine Überlebende aus Theresienstadt, in Rostock zu einem Zeitzeugengespräch im Max-Samuel-Haus begrüßen zu dürfen. Ein Ereignis, das die Jugendlichen sichtlich berührte und welches noch die gesamte Woche nachwirkte.

Theresienstadt ist ein Ort für sich. Als Garnisonsstadt für 6000 Soldaten und zivile Angestellte der österreichisch-ungarischen Monarchie im 19. Jahrhundert gegründet, wurde sie nach der nationalsozialistischen Besetzung für 60.000 jüdische Menschen zum Ghetto. 140.000 gingen durch das Lager und 35.000 fanden dort den Tod. Heute ist Theresienstadt eine „normale“ Stadt. Aber wie normal kann eine Stadt sein, in der viele Häuser heute Museen sind und Touristenbusse jeden Tag anhalten, um sich über das ehemalige Ghetto, also die heutige Stadt, zu informieren. Eine der ehemaligen Kasernen, die Magdeburger Kaserne, die während der Nazizeit als Arbeitsgebäude diente, beherbergt nun einen Teil des Museums sowie die Unterbringungs- und Tagungsräume für Jugendgruppen. Ich habe in dieser einen Woche oft gehört, wie die Jugendlichen sich über den Ort unterhielten, an dem so viel Schreckliches geschah und an dem sie heute in aller Ruhe schlafen, essen und unterrichtet werden.

Mit diesen doch sehr verwirrenden Tatsachen des Unfassbaren neben dem „Normalen“ mussten wir zurechtkommen. Auf eindrucksvolle Weise und mit einem guten Vorwissen begegneten die jungen Menschen der Geschichte. Sie zeigten sich erstaunt über die nun fassbare Realität der Stadt und waren ergriffen von den Ausstellungen und Gedenkorten.

Und das macht solche Fahrten aus. Theresienstadt war und ist nicht nur der Ort aus „Der Führer schenkt den Juden eine Stadt“, der schwarz/weiß gedreht wurde, in dem man trotz aller Maskerade die Leiden der Juden sehen kann. Theresienstadt ist Ort des Gedenkens und auch Ort der Zukunft, denn er ist ein „ganz normaler“ tschechischer Ort.

Kathrin Wenzel

Dass sich die Jungen und Mädchen der Projektgruppe „Kriegsgräber“ der Regionalen Schule Gelbensande seit mehreren Jahren mit der Geschichte ihrer Region beschäftigen und dass sie für die Öffentlichkeit Zeichen setzen, ist inzwischen bundesweit bekannt. Ihre Arbeit unter der Leitung der Geschichtslehrerin Petra Klawitter wurde jetzt gewürdigt durch den Victor-Klemperer-Preis. Der Jugendwettbewerb, initiiert vom Bündnis für Demokratie und Toleranz, Dresdner Bank und ZDF, hat das Ziel, dem demokratischen Verfassungskonsens sowie dem zivilen Engagement eine deutliche Resonanz in der Öffentlichkeit zu verschaffen und den Ideen von Humanismus und Weltoffenheit zum Durchbruch zu verhelfen, tolerantes Miteinander und gegenseitigen Respekt verschiedener Kulturen und Lebensweisen zu erreichen.

Einen weiteren Preis erhielt die Gruppe kürzlich für ihr Projekt „Lehrpfad gegen das Vergessen – Das KZ-Außenlager Schwarzenpfost“ im bundesweiten Wettbewerb „So mobil ist Schule“, initiiert von der Deutschen Bahn AG, dem Ministerium für Schule, Jugend und Kinder des Landes Nordrhein-Westfalen, dem Ministerium für Kultur, Jugend und Sport in Baden-Württemberg, dem bayerischen Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst sowie dem hessischen Kultusministerium. Der Rundweg wurde am 2. Juni feierlich eröffnet.

Lehrpfad gegen das Vergessen

Der ungarische Jude Edmond Y. Lipsitz war gerade 18 Jahre alt, als er 1944 von Deutschen aus seiner Heimat verschleppt wurde. Über Auschwitz und Bergen-Belsen kam er in das KZ-Außenlager Schwarzenpfost. An einen Vorfall dort erinnerte er sich besonders: „Wir waren gerade beim Appell, als ein Fuhrwerk ankam, beladen mit Gemüse. Wir waren so hungrig, dass wir zu dem Wagen rannten und versuchten, etwas zum Essen zu bekommen. Die Aufseher fingen an, in die Luft zu schießen, und am Ende standen wir wieder in Reihe, und sie fingen wieder an zu zählen. Jede zehnte Person musste einen Schritt vortreten, und sie wurden unmittelbar danach weggebracht. Als wir in der Nacht von der Arbeit zum Lager zurückkamen, merkten wir, dass die bei der Zählung weggebrachten Personen nicht mehr da waren, und wir sahen sie nie wieder. Ich bin sicher, dass sie starben und nicht nach Hause geschickt wurden.“

Am 1. Mai 1945 erlebte Edmond Y. Lipsitz die Befreiung in Rostock. Nach seiner Rückkehr in seine Heimat musste er erfahren, dass über 60 Angehörige seiner Familie ihr Leben verloren hatten. Er wanderte nach Israel aus und von dort nach Toronto, wo er heute mit seiner Familie lebt. Seine Erinnerungen hat er den Schülern der Projektgruppe „Kriegsgräber“ der Regionalen Schule Gelbensande in vielen Briefen geschildert. Die Jugendlichen forschen seit 2001 über das KZ Schwarzenpfost (Außenlager von Ravensbrück). Sie suchten im In- und Ausland nach ehemaligen Häftlingen, forschten in Archiven, dem Internet und befragten Zeitzeugen. Ihr Engagement ist bis nach Israel bekannt, eine Forschungsgruppe der Universität Tel Aviv arbeitete mehrere Jahre mit den Jugendlichen zusammen. Die Schüler gestalteten mehrere Ausstellungen über das Schicksal der Häftlinge aus vielen Nationen, zuletzt im No-

vember 2004 im Max-Samuel-Haus unter dem Thema „Spuren der Erinnerung – Kriegsgräber und Zwangsarbeiter in der Rostocker Heide“.

Die Jugendlichen gingen immer wieder an den Ort, an dem Menschen gequält, misshandelt, geschunden und ihrer Menschenwürde beraubt wurden, nach Schwarzenpfost. Dort hatte die Gruppe bereits im Oktober 2003 eine Erinnerungs- und Informationstafel über die Geschichte des Lagers errichtet. Das war den Schülern aber nicht genug, sie wollten mehr gegen das Vergessen tun. So entstand die Idee, einen Rundweg zu errichten, hier, wo noch steinerne Reste über die Schrecken der Vergangenheit Zeugnis ablegen können. Da die Projektgruppe ihr Vorhaben „Lehrpfad gegen das Vergessen – Das KZ-Außenlager Schwarzenpfost“ nicht alleine bewältigen konnte, suchte sie Partner. Im Vorfeld hatten die Schüler ihre Projekte in der Justizvollzugsanstalt Waldeck vorgestellt, und so konnten sechs Freigänger des offenen Vollzugs für den Rundwegebau gewonnen werden. Das Stadtforstamt beseitigte den Windbruch der letzten Stürme und stellte das Material und Werkzeug für den Wegebau zur Verfügung. Die Männer von der JVA übernahmen die notwendigen Sägearbeiten, halfen beim Anlegen der Wege, errichteten hölzerne Schutzvorrichtungen, die vor den Resten ehemaliger Baracken, Kellergeschosse und Gruben angebracht wurden. Außerdem halfen sie beim Aufstellen der drei mannshohen Holzstelen, die die Schüler der Projektgruppe im angegliederten Wahlpflichtkurs Kunst gefertigt hatten. Gleichzeitig wurden Informationstafeln errichtet, die beispielsweise über das Schicksal einzelner Häftlinge und die Geschichte des Lagers berichten und Fundstücke zeigen, die die Schüler bei Ortsbegehungen fanden.

Petra Klawitter

Im Umfeld des Projektes „Verfemte Kunst“ und der Erforschung von Leben und Werk des aus Rostock stammenden jüdischen Dresdener Malers Bruno Gimpel erlaubt die Zusammenarbeit mit einem bekannten Sammler von Grafik des 20. Jahrhunderts einen Blick in das künstlerische Umfeld des Dresden der 20er und 30er Jahre. Dr. Gerd Gruber aus Lutherstadt Wittenberg stellt für eine Ausstellung im Max-Samuel-Haus Radierungen aus den grafischen Zyklen des Künstlerehepaars Hans und Lea Grundig zur Verfügung.

Kunst im Widerstand

Grafik von Hans und Lea Grundig

Hans und Lea Grundig gehören zu den herausragenden Vertretern einer „proletarisch-revolutionären Kunst“ der 20er und 30er Jahre des 20. Jahrhunderts in Deutschland. Auf jene Zeit der Weltwirtschaftskrise und des nachfolgenden Nationalsozialismus reagierten sie in ihrem künstlerischen Schaffen, in Malerei und Grafik, mit Werken von dokumentarisch-kunstgeschichtlicher und ästhetisch-ikonographischer Bedeutung. Vor allem Hans Grundig (1901-1958) fixierte mit seinen sozialkritisch-veristischen Figurenbildern und Porträts sowie surreal-visionären thematischen Kompositionen ein tiefgründiges und aufrüttelndes Bild jener Jahre. Seine Porträts „Arbeitslose Zigarettenarbeiterin“ (1925) und „Die Tänzerin Dore Hoyer“ (1935) sowie das thematische Triptychon „Das Tausendjährige Reich“ (1935-1938) und das Bild „Kampf der Bären und Wölfe“ (1938), die zu seinen bedeutendsten Arbeiten gehören, zeichnen sich durch eine Anteilnehmende Schilderung menschlicher Schicksale und eine seherische Analyse der dramatischen Zeitläufte aus. In der Mitteltafel des Triptychons „Das Tausendjährige Reich“ stellte er 1938 als unvermeidliche Konsequenz der Nazidiktatur in der „Vision einer brennenden Stadt“ die Zerstörung seiner Heimatstadt Dresden dar.

1926 lernte Hans Grundig die fünf Jahre jüngere jüdische Künstlerkollegin Lea Langer (1906-1977) kennen, die zwei Jahre später seine Frau wurde. Beide waren politisch aktiv und traten 1926 der KPD bei. Als Folgerichtigkeit ihres politischen Engagements wurden sie 1929 Mitglied der ASSO, der Assoziation Revolutionärer Bildender Künstler Deutschlands, zu deren wichtigsten Vertretern sie bald gehörten. In diesem Rahmen sahen sie ihre Kunst durchaus als ein Mittel der Aufklärung und der Agitation gesellschaftlicher und politischer Zusammenhänge an.

Ihre politische und künstlerische Haltung und Tätigkeit, bei Lea Grundig zusätzlich die jüdische Herkunft, brachten beide bald ins Visier nationalsozialistischer Verfolgung. Das bedeutete Berufsverbot, wiederholte Diffamierungen und Verhaftungen. Hans Grundigs an Otto Dix' Verismus orientierte proletarischen Figurenbilder wurden schon 1933 öffentlich als „Spiegelbilder des Verfalls in der Kunst“ vorgeführt, 1937 wurde eines davon in Ausstellung und Katalog der sogenannten „Entarteten Kunst“ aufgenommen. Lea Grundig gelang 1939 die rettende Ausreise aus Nazi-Deutschland, die sie schließlich nach Palästina führte, von wo sie 1948 nach Dresden zurückkehrte. Hans Grundig hatte 1946 nach KZ-Haft und Strafdivision seine künstlerische Arbeit dort wieder aufgenommen.

Zu den bedeutenden Hauptwerken der Grundigs zählen ohne Zweifel die in jenen Jahren der Verfolgung unter der Naziherrschaft entstandenen Radierfolgen, in denen sie sich mit dieser Zeit politisch-künstlerisch auseinandersetzen. 1933 hatten sie sich eine eigene Kupferdruckpresse angeschafft, die sie für die unter dem Berufsverbot bald illegale und heimliche Herstellung ihrer Grafikblätter unabhängig machten. So entstand zwischen 1933 und 1938 als Hans Grundigs grafisches Hauptwerk die Radierfolge „Tiere und Menschen“, in der er in grotesken, fabelgleichen Bildern Unterdrückung und Verfolgung darstellte. Lea Grundig schildert parallel in ihren Zyklen „Unter dem Hakenkreuz“, „Krieg droht“, „Der Jude ist schuld“ und „Frauenleben“ Szenen des Alltags unter der erlittenen Diktatur. Für das Schaffen beider Künstler in jener Zeit gilt Lea Grundigs Rückblick: „Ich wollte die tausend Ängste, die Ahnung des Furchtbaren, die Unfreiheit der Belauschten, Verfolgten darstellen. Ich wollte die Entmenschlichung zeigen und den Kampf der Besten dagegen. Und ich wollte warnen vor dem Krieg, der herankam.“

Klaus Tiedemann

BUCHTIP

Kressmann Taylor

Adressat unbekannt

Deutsch von Dorothee Böhm

Hoffmann und Campe Hamburg 2000

Rowohlt Reinbek/Hamburg 2004

Von dieser Geschichte hatte ich schon vor einiger Zeit vage berichten gehört, aber Autor und Titel waren mir entgangen. Durch die Empfehlung einer engagierten Berliner Buchhändlerin, die meiner Tochter (und in der Folge auch mir) zur Entdeckung einiger zeitgenössischer amerikanischer Autoren jenseits der kommerziellen Bestsellerlisten verhalf, bekam ich das Büchlein jetzt in die Hand. Nach der Lektüre kann ich unmöglich einen an dieser Stelle üblichen Buchtip abgeben, ich muß Sie vielmehr bitten, drängen, nötigen, dieses Buch zu lesen.

Die Geschichte geht so: Zwei Männer haben sich in den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts im amerikanischen Kunstgeschäft etabliert. Die Galerie Schulse-Eisenstein in San Francisco, Kalifornien, läuft ausgezeichnet. Martin Schulse kehrt mit seiner Frau Elsa und den Kindern im November 1932 nach Deutschland zurück. Sein jüdischer Partner Max Eisenstein bleibt in Amerika und beneidet den Freund ein bißchen um „die geistige Freiheit, die Diskussionen, die Musik und die freundschaftliche Wärme“, die er selbst während seines Studiums in Deutschland kennengelernt hatte. Und er vermißt angesichts der amerikanischen Kost den „Schinken in köstlich duftender Burgundersauce“ und die deutschen Weine, wie er dem Freund schreibt. Der Junggeselle vermißt vor allem die Familie des Freundes, obwohl seine Schwester Griselle ---

Halt. Kein Wort mehr werden Sie von mir erfahren. Und lesen Sie auf gar keinen Fall das Vorwort von Elke Heidenreich oder tun Sie das erst hinterher! Die Geschichte ist so verblüffend, so einzigartig, daß Sie nicht aufhören werden zu lesen, bevor Sie bis zur letzten Seite gelangt sind. Nicht vorausblättern! Und wenn Sie atemlos bis zum Schluß gelesen haben, können Sie getrost noch einmal von vorn beginnen, um dann vielleicht mehr erstaunliche Details wahrzunehmen.

Erstmals erschien der Text „Address Unknown“ 1938 im New Yorker „Story-Magazine“, kurz danach in „Reader's Digest“, 1939 zum ersten Mal als Buch. Er erregte ungeheure Aufmerksamkeit, wurde aber dann im Laufe der Jahrzehnte bis zu einer neuen Veröffentlichung 1992 wieder vergessen. Daß er im letzten Jahrzehnt wieder entdeckt wurde, ist sicherlich kein Zufall.

Das Taschenbuch kostet 4,90 €. Der Text, bestehend aus 20 Briefen, umfaßt nur etwa 50 Seiten. Aber Sie haben wohl kaum jemals so viel bekommen für Ihr Geld. Dichteste literarische Mitteilung und frappierend einfache Struktur, manchmal fast Klischee und dann die erstaunlichste Wendung, Naivität und Raffinesse gleichermaßen, einerseits scheinbar spielerische Idee und andererseits Anlaß zu differenziertem Nachdenken über Täter und Opfer – eine kleine Sensation.

Ob diese Idee, wie hier mit Leben und Tod, Liebe und Rache, Verrat und Sühne umgegangen wird, ein inspirativer literarischer Glücksfall war oder das Resultat diffiziler Überlegungen, läßt sich kaum sagen. Hinter dem Namen Kressmann Taylor verbirgt sich eine Frau, damals Werbetexterin in New York, die später wohl nur noch eine Erzählung geschrieben hat, jedenfalls nie wieder solch ein Aufsehen erregen konnte. Ich finde, sie gehört für „Adressat unbekannt“ in jedes Literaturlexikon.

Christine Gundlach

Neuerwerbungen der Bibliothek

Wir danken Frau Christiane Niemann für ihre Bücherspende:

Aba Gefen: Ein Funke Hoffnung. Ein Holocaust-Tagebuch
Gerlingen 1987

Esther Golan: Auf Wiedersehen in unserem Land
Düsseldorf 1995

Martin Hauser: Wege jüdischer Selbstbehauptung. Tagebuchaufzeichnungen 1929-1967
Bonn 1992

Herbert Straeten: Andere Deutsche unter Hitler. Zeitberichte über Retter vor dem Holocaust
Mainz 1997

Angelika Timm: Hammer Zirkel Davidstern.
Das gestörte Verhältnis der DDR zu Zionismus und Staat Israel
Bonn 1997

Yaakov Zinvirt: Praxisbuch Feste Israels in Papierarbeiten
Holzgerlingen 2002

Hermann-Maas-Stiftung
Was Christen vom Judentum lernen können
Modelle und Materialien für den Unterricht
Freiburg 1994

Evangelischer Arbeitskreis Kirche und Israel in Hessen und Nassau
Die Reichskristallnacht
Eine Arbeitshilfe für Unterricht und Gemeindegarbeit
4. Auflage 1988

Evangelische Kirche im Rheinland
Der Erste Kreuzzug 1069 und seine Folgen
Die Verfolgung von Juden im Rheinland
Düsseldorf 1996

Institut für Religionspädagogik der Erzdiözese Freiburg
Die Juden – das von Gott erwählte Volk
Unterrichtsmodelle für den Religionsunterricht
Freiburg 1989

Comenius-Institut
Unterrichtshilfen zum Thema Judentum
Dritter Teil: Juden und Christen – Begegnungen zwischen Religionen
Münster 1989

Leo Baeck Institute
Year Book 1994
London 1994